

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 39

Artikel: Der Staldenbauer

Autor: B.F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mäßige Angaben zu machen, ist infolge Fehlens von Steuerbüchern unmöglich. Er muß aber nach dem kompetenten Urteil Hektor Ammanns stets ganz klein gewesen sein. Diese Annahme wird durch die Erscheinung, daß die Siedlung wie selten eine, auf ihrem äußeren Stande geblieben ist, gestützt. Kaiserstuhl zählte 1839/40 395, anno 1888 363, 1900 368, 1910 357, 1920 374, 1930 349 Einwohner und dürfte gegenwärtig kaum die Höhe der Zahl vor einem Jahrhundert (1839) wieder erlangt haben. Es ist die Miniaturstadt par excellence, womit — wie schon erwähnt — nur Rue, Greifensee und etwa Regensberg in entsprechenden Vergleich gezogen werden dürfen. Daß in einer Januarnacht 1920, anlässlich eines Föhnsturmes, der ursprünglich ganz an der östlichen Ringmauer liegende sogenannte Escherhof (das Stammhaus der Familie Escher von Zürich) verbrannte und ungenügend restauriert wurde, ist bedauerlich.

Kaiserstuhl hat seine kirchliche Stellung stets gut gewahrt, ist aber, trotz seiner Zugehörigkeit zum nahen Bistum Konstanz, nie durch diese Direktiven beeinflußt worden, wie beispielsweise seine Nachbarin Klingnau. Heute gehört es als aargauische, katholische Kirchengemeinde zur Diözese Basel (mit Bistumssitz Solothurn). Seine Schule ist aus einer geistlichen Prätorie hervorgegangen.

Trotz seines Anschlusses an die Eisenbahn im Jahre 1876, ist es auch im gegenwärtigen Jahrhundert in seinen Schulverhältnissen ein Unikum geblieben. Als sogenannte Gemeindechule besitzt es nur eine Gesamtschule (ein Lehrer für 8 Schuljahre), wozu noch eine Bezirksschule mit zwei Hauptlehrern tritt. Die Schülerschaft der letzteren hat interkantonalen, ja in Friedens-

zeiten sogar internationalen Charakter (Schüler aus den Kantonen Aargau und Zürich, und Deutschland).

Auf die Frage, welcher der beiden Umstände, der geopolitische oder der wirtschaftliche, bei Kaiserstuhls Entstehung und Entwicklung stärker wirksam gewesen sei, muß gesagt werden: der politische. Beide waren aber durch all die Jahrhunderte und — wie statistisch dargetan wurde — auch im letzten nicht im Stande, die Siedlung aus dem Stadium oder Rang einer Zwergstadt hinauszubringen, was ihr aber in ihrer Physiognomie zugute kam. Im Verhältnis zur stets sehr bescheidenen Bevölkerungszahl, seinen äußerlich ungünstigen Beziehungen zu wichtigen schweizerischen oder ausländischen Kulturstenten (als wichtigste kamen wohl von jeher das Kloster St. Blasien und die Stadt Freiburg i. B. in Betracht) ist auffallend, daß eine Reihe von Persönlichkeiten außergewöhnlichen Formates, ja sogar teilweise überragender Bedeutung aus ihm hervorgegangen sind, so mehrere noch dort geborene Vertreter der Dynastie Escher, wie z. B. Heinrich und Johannes Escher, der Söldnerhauptmann Hans Kalschmied, der Feldmarschall Johann Jakob von Mayenfisch (1726—1802), der Bildhauer Franz Ludwig Wind (1719—1789), ein Vorfahre des genannten Historikers und Pfarrherrn, der unter anderm die Statue von Nepomuk und die Kanzel in der Kirche schuf, sowie Chorherr Johann Baptist von Mayenfisch, der jüngere, später zur militärischen Karriere übergetretene Sohn des Feldmarschalls.

Erfreulich ist, wie im letzten Jahrzehnt der Schweizerische Heimatschuhbund sich erfolgreich für die Restauration wertvoller alter Häuser eingesetzt hat.

Der Staldenbauer

(Eine Geschichte zum Eidgenössischen Beftrag)

Oben am Stalden gegen den Gemeindewald hin, hat der Bauer Hansseppli Rupper sein Anwesen, weswegen er im Dorfe der „Staldenbauer“ genannt wird. Da es dem Hansseppli und den Seinen bisher stets recht ordentlich ergangen war, sogar trotz allen Krisenzeiten, so hatte er auch keinen Grund gehabt zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldenbauer mit den Seinen am Sonntag in der Kirche öfters zu sehen war, so fiel es dem Pfarrer nicht schwer, die sichtlich guten Erfolge des Hansseppli als Landwirt, mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchblicken lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit kenne und das Beten noch nicht verlernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürfe, als einer, der meine, er allein sei die Quelle des Guten in seinem Heim und Haus.

Ganz nach dieser Ansicht schien sich Hansseppli zu verhalten. Hansseppli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch dumm, wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koste. So wurden denn an seinem Tisch und in seinen Stuben fleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stalle und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhoffen durfte, daß er nicht vergeblich gesprochen sei; denn warum soll man denn nicht auch beten können; Lieber Herrgott, mach' doch, daß der Blust nicht dem Frost zum Raube wird, daß meine Saat nicht erfriert, daß die Kartoffeln recht groß werden, mein Vieh gesund bleibt — und dergleichen mehr.

So war es bis zum Sommer des letzten Jahres mit Hansseppli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus

seinen bisherigen Geleisen gänzlich herausgebracht und selbst sein „frommes Beten“ erschüttert hatte. Nach einem schwülheißen Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen und die Wässer eines schweren Wolkenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst ganz friedlich vorbeifließenden Staldenbach so fehr mit Fluten, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hanssepplis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wütes Unheil anzurichten. Aber nicht genug daran! Raum, daß er mit Aufwendung aller Kräfte und Hilfskräfte die zerstörten Felder und Acker mühsam wieder hergestellt und trotz der vorgerückten Jahreszeit noch einmal alles angefaßt hatte, in der Hoffnung, daß bei fleißigem Gebet das meiste wohl noch eingeholt werden könne — da hatte ihm der Staldenbach zu Ende des Juli, nach einem abermaligen heftigen Gewitter, noch einmal und fast an derselben Stelle die Acker verwüstet und die sprossende Saat weggespült.

Begreiflich, daß den Staldenbauer eine fast verzweifelte Stimmung überkam. So also waren nun in diesem Jahre seine Gebete um Segen und reichliche Frucht in Erfüllung gegangen! Stand es so gut mit seinem Beten und Bitten? Ja, dann könnte er allerdings in Zukunft darauf verzichten! Und wirklich zeigte es sich, daß — wie der Staldenbach seine Saaten — das große Mißgeschick über Nacht in Hansseppli die gläubigen Gedanken und Gefühle weggespült hatten.

„Bon nun an kann an meinem Tisch das Beten unterbleiben“, knurrte er am Morgen nach diesem zweiten Unglück, „ich will in meinem Hause nichts mehr davon wissen.“

Hanssepplis Frau erschrak bei diesem verzweifelten Zornesausbruch ihres Mannes sehr, und die Kinder und das Gefünde fuhren zusammen, als ob ein Blitz mitten in den Frühstückstisch

eingeschlagen hätte. Sie bat den Mann, sich doch nicht zu verhindern. Hansseppli erwiederte jedoch mit erneutem Aufbrausen:

„Am Ende soll ich wohl dem Himmel noch danken, daß er mit seinen Wolkenbrüchen gewütet hat, wie es die Hölle nicht ärger hätte tun können! Ich war bis jetzt für alles dankbar und habe gebetet, wie nur einer kann. Aber zu was denn noch beten, wenn man nicht erhört wird? — Also! So will ich darauf verzichten, und damit basta!“

Da war nun vorläufig bei Hansseppli nichts zu machen, und es blieb dabei, bis seine Frau eines Tages drunter im Dorfe dem Pfarrer begegnete und dieser ihr und den Ihren noch sein Beileid über das Mißgeschick aussprach, dabei bemerkend:

„Nun hat der gute Hansseppli wohl so viel zu schaffen, daß er am Sonntag keine Zeit mehr findet, in die Kirche zu kommen? . . . Du mußt ihm aber sagen, daß er ob der Arbeit die Predigt nicht ganz vergessen solle, damit ihm im Unglück auch der Trost nicht fehle. Er hat sich ja sonst immer an das Weisheitswort: Bete und arbeite, gehalten.“

Hierauf wußte ihm aber Kätheli etwas ganz anderes zu erzählen, nämlich wie Hansseppli das Beten in seinem Haus und Heim ausdrücklich abgeschafft habe und ihm keiner mehr damit kommen dürfe.

Sehr erstaunt hörte der Pfarrer von diesen Dingen.

„Mh, mh“, machte er, schüttelte den Kopf und bemerkte dann nach einigem Nachdenken: „Da scheint mir zu meiner Verwunderung, daß Hansseppli wohl auch bisher nicht wahrhaft und richtig gebetet hat. Komm einen Augenblick auf meine Pfarrstube. Ich will dir etwas mitgeben für deinen Mann. Das, was ich in den Blättern rot angestrichen habe, soll er alle Tage vor dem Schlafengehen lesen, und wenn er damit fertig ist, will ich ihm neue Blätter schicken. Und dann will ich doch hoffen, daß sich Hansseppli bald eines Besseren besinne, schon am nächsten Sonntag wieder in die Kirche kommt und jedenfalls am Bitttag unseres lieben Vaterlandes nicht fehlen wird . . .“

Und die Frau ging mit dem Pfarrer hinauf, und der gab ihr weiter nichts als einen Haufen Zeitungen aus der letzten Zeit, und in diesen waren allenthalben die großen Unglücksfälle, Erdbeben, Volksseuchen, riefige Wetterverwüstungen, Feuerbrünste, Schiffskatastrophen, Eisenbahn- und Flugunglücke, Volksunruhen und Arbeitslosigkeit mit rotem Stift angestrichen.

„Siehst du“, bemerkte der Pfarrer noch, „daraus soll Hansseppli ersehen, daß wir meist unser eigenes, verhältnismäßig kleines Unglück als zu groß zu betrachten gewohnt sind und dann für die wahrhaft großen, unglückseligen Geschehnisse viel zu wenig Mitgefühl haben, weil sie uns zu ferne liegen. Wer das nun erkennt, der wird wohl auch wieder das Danken und Beten lernen, in der Einsicht, daß das, was ihm an Schlimmen zugeschlagen, oft ganz gering ist gegen das, was so viele Tausende, ja oft Millionen Menschen erleiden müssen.“

Die Frau nahm das Paket dankbar entgegen und verstand es auch dafür zu sorgen, daß Hansseppli oft in den Blättern las und auch mit ihr darüber zu sprechen begann.

Und siehe, eines Morgens, noch lange bevor die verwüsteten Felder und Acker wieder hergestellt waren, sagte Hansseppli am Tische: „Wir wollen nun doch wieder beten! Ich weiß auch warum!“ Und er trug den Bitt- und Dankspruch selber mit deutlicher Stimme vor.

Von da an wurde beim Staldenbauer wieder gebetet, aber in einem anderen Sinne als vorher. Und am Eidgenössischen Bitttag war er mit den Seinen wieder einer der ersten in der Kirche und nach der Predigt drückte er dem Pfarrer die Hand und sagte:

„Ja, ja, ich weiß nun, daß man dem Himmel trotz allem dankbar sein muß, wenn man nur gesund ist, arbeiten und fortbestehen kann.“

Seitdem sieht Hansseppli wieder zuversichtlicher in die Welt und hält weitherziger als vorher an dem Spruche fest: B e t e n u n d a r b e i t e n ! B. F.

Bern und Zürich

Keine Angst, lieber Leser, es handelt sich weder darum, Zürich als Bundesstadt auszurufen, noch um die Verlegung von Bundesämtern nach dorthin. Auch wo der Bund (un)geschiedener Ehemänner seinen Krongreß abhalten will, steht nicht zur Diskussion. Vielmehr geht es um die ganz simple Frage: „Wo gefällt es dir besser, welche Stadt ist schöner — Zürich oder Bern?“ Sie, lieber Berner-Leser, werden natürlich, ohne sich zu besinnen, ausrufen: „Selbstverständlich Bern!“ Und wenn Sie mich fragen, so ganz im Vertrauen, werde ich Ihnen ins Ohr flüstern: „Ganz Ihrer Meinung, verehrter Freund!“ — Aber stellen Sie sich vor, zu welcher Gewissensangelegenheit sich die Beantwortung obiger Fragen für mich wandeln kann, wenn Sie mir, einem Zürcher, in den „Mauern“ der Stadt an der Limmat sich selbst gestellt wird (und sie wurde gestellt!). Dabei möchte ich mich winden wie ich wollte, und mich drehen wie ein geteilter Regenwurm, antworten müßte ich! So fing ich denn an zu vergleichen Bern contra Zürich. Beim Bahnhof fing ich an. Der eine groß, hell und geräumig, der andere etwas dunkel und eng und zum Umbau reif. Aber wie wenn es nur auf den Bahnhof ankäme! So spazierte ich langsam die Hauptstrassen ab. Spitalgasse, Marktgasse — Bahnhofstrasse, Paradeplatz, See. Hier die gemütlichen Laubengänge, der geschäftliche Mittelpunkt der Bundesstadt, auf der Straßenmitte die prächtigen Brunnen, überschattet von den weit vorspringenden Dächern der alten Häuser — und dort der laute Verkehr einer Großstadt, mit

mächtigen Warenhäusern, gressen Reklamen, alles mit einer etwas unperfönlischen Note. Nur etwas abseits davon auf dem grünen Rasen blickt bescheiden Bäuer Pestalozzi von seinem Sockel herunter. Dann und wann aber, wenn vorn am See beim Bürkliplatz Gemüsemarkt ist, scheint das Bild der Großstadt ein klein wenig verschwunden. — Vom Häusermeer am Zürichberg blickt wuchtig und stolz die Universität, aber vor meinen Augen schwiebt eine andere, die verdeckt durch grüne Bäume, von erhöhtem Sitz aus zu einem Münster und einem Gebäude mit riesiger Kuppel grüßt. Hier das Münster, das in seiner Art ebenso gut in das mittelalterliche Stadtbild Berns paßt, wie dort das Grossmünster mit seinen Türmen in der geraden Linienführung zur modernen Stadt am glitzernden See gehört. Hier auf Schritt und Tritt Ruhe und Beschaulichkeit im Bildnis der Stadt, so findet man dies dort höchstens noch hinter dem St. Peter auf dem Lindenhof. — Zwei schöne Schweizerstädte, jede herrlich in ihrer Art, zwei Repräsentantenstädte unseres Landes, die eine als Großstadt mit Industrie, glänzenden Hotels und internationalem Verkehr — die andere schlicht und einfach, etwas steifer, konventioneller vielleicht als Bundesstadt der Eidgenossenschaft, mit engen Gassen, uralten Zeugen einer großen Vergangenheit, umspannen von hundert Sagen. Eine stolze Stadt, aber auch eine heimelige Stadt auf ihrem Felsenfern, umfloßen vom ewigen Wellenspiel der Ware. Hans Walther, jun.